



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethefrevel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf den Einfluß Luthers zurückzuführen haben, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand; daß dieser ihn in die Paulinischen und Augustinischen Studien, denen er selbst oblag, mit hineingezogen hatte?

Staupig ist je länger je mehr dem Standpunkte Luthers nahe gekommen, besonders in der Werthschätzung des Glaubens. Der Zug einer mystischen Kontemplation, die, spiritualistisch geartet, äußeres Sein und äußeres Thun gering achtet, ist seinen späteren Schriften eigen. Was ihn von der Sache Luthers fern hielt, war seine Scheu vor dem Sturm, vor der gewaltigen Umwälzung, die von der Wirksamkeit des großen Mannes ausging. Sie widersprach den innersten Neigungen seiner Natur, besonders berührte ihn peinlich der Zusammenbruch des Klosterlebens, das, wie evangelisch er auch über dasselbe dachte, doch durch die zartesten Beziehungen mit seinen Anschauungen verknüpft war. Luthers unmittelbar religiösem Ideentreise widmete er die wärmste und lebhafteste Sympathie, aber die praktische Ausgestaltung desselben im kirchlichen Leben stieß ihn zurück. Er wollte den neuen Geist mit den alten Formen versöhnen; er lehnte es ab, an der Erzeugung neuer Formen für ihn mitzuwirken.

Unsre Frage also: Hat die Mystik die Reformation angebahnt? können wir weder mit einem unbedingten Ja noch mit einem unbedingten Nein beantworten. Die Mystik hat über die Gedankengänge, welchen die mittelalterliche Kirche Raum gewährte, nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße hinausgeführt, aber sie hat den Boden bereitet, in welchen das Samenkorn des Protestantismus eingesenkt werden konnte.*) Dieser selbst aber ist nur aus dem Heilsbewußtsein der Reformatoren, in erster Linie Luthers, zu begreifen, aus dem Inhalte und der Kraft desselben.

(Schluß folgt.)

Königsberg i. Pr.

H. Jacoby.

Goethefrevel.

Unterm 5. September berichtete die „Neue Freie Presse“ aus Wien folgendes: „Heute Vormittag wurde in Kosners Buchhandlung das daselbst in Separatausgabe erschienene Gedicht Goethes: ‚Das Tagebuch‘ im Auftrage der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt. Als man dem konfisizirenden Beamten erklärte,

*) Vgl. des Verfassers Liturgik d. Ref. Bd. I, S. 140—41. Gotha, 1871.

daß bereits vor vielen Jahren in Berlin eine Separatausgabe erschienen sei, meinte er lächelnd: „Ja, was erscheint nicht alles in Berlin!“ Bestimmt wurde der Beamte nur durch die ihm klaggestellte Thatsache, daß das ‚Tagebuch‘ sogar in der Goedeke’schen Ausgabe von Goethe enthalten sei. Es blieb jedoch bei der Beschlagnahme — die wunderbarste Konfiskation, welche im Nachmärz wohl in Wien vorgekommen sein mag. Wenn der alte Geheimrath hätte erleben können, von Regierungswegen aus ‚Sittlichkeitsgründen‘ gemäßregelt zu werden, so würde das für seine mannigfachen Lebenserfahrungen eine heitere Bereicherung gewesen sein. — Nachschrift. Um 12 Uhr Mittags theilt man uns mit, daß die Konfiskation auf nachträgliche Verfügung der Staatsanwaltschaft wieder aufgehoben wurde, da Hr. Kosner einen Band Goethe, welcher das ‚beanständete‘ Gedicht enthielt, zur betreffenden Amtsstelle sendete und dadurch die Rücknahme der Maßregel bewirkte. Wäre es bei der Konfiskation verblieben, so hätten sich die Wiener Buchhandlungen auf eine förmliche Razzia nach allen Werken gefaßt machen müssen, die über den Ton für höhere Töchterschulen hinausstreben. Als komisches Detail von der Konfiskation wird erzählt, daß der fungirende Beamte den Buchhändler auch nach dem Manuskript gefragt habe, daß dasselbe aber leider nicht gefunden werden konnte.“

In der That, höchst „pikant“, höchst „sensationell“ zugleich — in Wien im Jahre des Heils 1879 der alte Goethe konfisziert! Und mit wie artigem Witz die ganze Korrespondenz gefaßt! Es konnte nicht fehlen, daß die gesammte deutsche Tagespresse bis herab zum letzten Winkelblättchen mit der üblichen Gedankenlosigkeit und Ignoranz die Notiz nachdruckte. Man kann drauf wetten, daß von hundert Redakteuren, die mit Behagen den Zeitungsauschnitt in die Druckerei schickten, keine zwei oder drei das Goethische Gedicht gekannt haben.

Die Kosner’sche Verlagshandlung in Wien steht aber mit ihrem edlen Bemühen, die Kenntniß unseres Dichtersfürsten im Volke zu erweitern, nicht allein da. Vor uns liegt außer dem Kosner’schen noch ein zweiter Separatabdruck des Gedichtes, den die Firma Feller in Karlsbad besorgt hat, und der sogar die Bezeichnung trägt: „Vierte Auflage, 1880“; Kosner hat es, soviel wir wissen, erst zu einer zweiten Auflage gebracht. Welcher von beiden Firmen in diesem edlen Wettstreit die Priorität gebührt, wissen wir nicht sicher. Wundern sollte es uns aber gar nicht, wenn in der nächsten Zeit noch ein halb Duzend andere Firmen in die Konkurrenz einträten. Der Wiener wie der Karlsbader Druck kosten ja jeder im Ladenpreis 60 Reichspfennige, und für 40, ja für 30, 20, 10 Pfennige ist er bequem herzustellen. Sicherlich ein lohnendes Arbeitsfeld für strebsame Verlagsbuchhändler!

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, die Maßregel der Wiener

Staatsanwaltschaft hier in Schutz nehmen zu wollen. Sie scheint keine gesetzliche Handhabe gehabt zu haben, den betreffenden Druck auf den Index prohibitorum zu setzen, und sie hat durch ihr Vorgehen und den hinterher angeordneten Rückzug für den Verleger nur eine unfreiwillige Reklame gemacht, die dieser nun bestens für sich ausbeutet. Es fragt sich aber auch, ob sie von den richtigen und einzig würdigen Intentionen geleitet gewesen ist. Wäre das letztere der Fall gewesen, so hätte das Verbot sich doch möglicherweise aufrecht erhalten lassen.

Welche Absicht hat jene beiden Verlags-handlungen bei der Veranstaltung ihrer Separatausgaben geleitet? Hielten sie es für verdienstlich, dem Gedichte eine größere Verbreitung zu verschaffen als bisher? — Das betreffende Gedicht ist in den Kreisen aller Litterarhistoriker, aller spezifischen Goethekenner, und selbst in dem immer mehr zunehmenden Kreise derer, die aus Liebhaberei mit dem Dichter sich beschäftigen und in der Kenntniß seines Wesens und seiner Werke nach Vollständigkeit streben, längst bekannt. Seit 1875 liegt es in der Goethe'schen Gesamtausgabe gedruckt vor. Wie kommen jene beiden Verleger dazu, gerade jetzt Separatausgaben des Gedichtes herstellen zu lassen? Wenn sie Goethe kannten, liebten und ehrten, so würden sie die bisherige Verbreitung desselben für vollständig ausreichend halten und eifersüchtig darüber wachen, daß es nicht in falsche Hände gerathe, aber nicht selber die Hand dazu bieten, die lange Zeit von Goethe selbst aus triftigen Gründen zurückgehaltene Dichtung, welche selbst die nach größter Vollständigkeit strebende Hempel'sche Ausgabe übergangen hat, unter die große Masse zu bringen. Offenbar handelt sich also nur um eine buchhändlerische Spekulation. Irgend ein saubrer Litterat — so denken wir uns etwa den Hergang — wußte von dem Gedichte, kam auf den schlauen Einfall, daß es doch ein lohnendes Geschäftchen sein müßte, Sonderdrucke davon für den Colportagebetrieb herzustellen, und als er sich nach einer Firma umsah, die sich durch diese Idee vielleicht sympathisch berührt fühlen möchte, verfiel er auf Herrn Kosner, in dessen Verlage ja so schöne Dinge wie Grisebachs „Neuer Lanhäuser“ und Spitzers „Herrenrecht“ erschienen sind, in dessen Verlagsrichtung also das Goethische Gedicht nach seiner Auffassung vortrefflich zu passen schien, und siehe da, er hatte sich nicht getäuscht. Kaum aber sind die Separatabdrücke erschienen, so sagt sich Herr Dr. med. Eduard Hlawacek, Ehrenbürger und Badearzt in Karlsbad, der vor zwei Jahren ein — übrigens recht überflüssiges — Buch über „Goethe in Karlsbad“ veröffentlicht hat, daß die Herausgabe dieser Drucke doch eigentlich ein Eingriff in seine Domäne sei. Das Goethische Gedicht ist nämlich in Karlsbad entstanden. Herr Dr. Hlawacek läuft also spornstreichs zu seinem Verleger, Herrn Feller in Karlsbad, und überredet diesen, ebenfalls derartige Separatdrucke herzustellen,

und damit doch die Sache nicht wie ein plummes Plagiat ausfieht, so wird dem Karlsbader Druck ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt; in einem Anhange werden aus Eckermann und Riemer „Zeugnisse der Echtheit des vorstehenden Gedichtes“ mitgetheilt. — Woher wir wissen, daß niemand anders als Herr Dr. Hlawacek der wissenschaftliche Beistand des Herrn Feller gewesen sein kann, obgleich er nicht auf dem Titel genannt ist? Nun, einfach aus dem kläglich komischen — Druckfehler, der in dem erwähnten Buche „Goethe in Karlsbad“ sich findet und genau so in den Fellerschen Abdrücken des Goethischen Gedichtes wiederkehrt.*)

Nicht entfernt natürlich ist daran zu denken, daß das Goethische Gedicht, wie die Firma Kosner in einer Anpreisung ihres Separatabdruckes albernerweise sagt, „ein erotisches Abenteuer des Dichtersfürsten behandle“. Goethe diktierte das Gedicht während seines siebenten Aufenthaltes in Karlsbad im Sommer 1810 Riemer in die Feder, wie dieser in seinen „Mittheilungen über Goethe“ (II, 623) selbst berichtet. Riemer fügt hinzu, daß Goethe durch die novelle galanti des Abbate Casti dazu angeregt worden sei, die er schon in Rom vom Verfasser selbst hatte vorlesen hören, und die ihm nun gedruckt wieder in die Hände kamen. Wir sind nicht in der Lage, diese Angabe zu kontrolliren. Goethe selber scheint auf einen andern Ursprung des Gedichtes hindeuten zu wollen, da er ein Distichon aus einer Elegie des Tibull (I, 5, 39—40) mit Hinzweglassung eines Wortes als Motto vorgesezt hat, in welchem das Thema seiner eignen Dichtung gleichsam in nuce enthalten ist. Es sind die beiden Verse:

(Saepe) aliam tenui; sed jam quum gaudia adirem,
Admonuit dominae deseruitque Venus.

Möglich also, daß, wie so vieles in seinen „Römischen Elegien“ auf Stellen aus Ovid, Catull, Tibull, Propertius zurückgeht, auch dieses Gedicht aus der Tibull-Stelle gleichsam herausgesponnen ist. Doch wäre auch denkbar, daß die Tibull-Verse sich nachträglich erst hinzugefunden hätten. Auf keinen Fall ist das Gedicht als „Gelegenheitsgedicht“ in dem bekannten Goethischen Sinne aufzufassen; es ist, mit Lessings Patriarchen zu reden, blos „eine Hypothese“, ein Spiel des Witzes, ein Problema“. Riemer sagt: die Elegie „ist zur Zeit noch secretirt geblieben

*) Herr Dr. Hlawacek hatte sich aus Riemers „Mittheilungen“, die er nicht besitzt, die betreffende Stelle über Goethes „Römische Elegien“ ausgeschrieben. Bei der Bearbeitung seiner Kollektaneen las er in seinem Manuskript an der einen Stelle anstatt *Lusus ingenii* gänzlich sinnlos *Usus ingenii*, und so steht in seinem Buche „Goethe in Karlsbad“ S. 59. So steht aber auch wieder im Anhang zu dem Goethischen Gedichte, und da hier die ganze Stelle aus Riemer mitgetheilt ist, in dem Buche „Goethe in Karlsbad“ aber nur vier Zeilen, so ist unsere Konjekture evident.

und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baaren Ernst nehmen, was auch nur ein *Lusus Ingenii* ist.“ Obgleich das Gedicht die größte Verwandtschaft mit den „Römischen Elegien“ hat, die es allerdings in einem Punkte weit hinter sich läßt, so kann doch über seine wesentlich spätere Entstehung kein Zweifel sein; trotz allen Zaubers der Sprache erinnert mehr als eine Stelle an die seltsam nachlässigen und nebulistischen Satzkonstruktionen der Teplitzer Balladen (*Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart, Der Todtentanz*).

Außer Niemer kannte auch Eckermann das Gedicht. Das Gespräch, das er mit Goethe darüber geführt hat, ist in mehrfacher Hinsicht zu wichtig, als daß wir es hier nicht vollständig mittheilen sollten. Eckermann schreibt unterm 25. Februar 1824: „Goethe zeigte mir heute zwei recht merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte. ‚Könnten Geist und höhere Bildung,‘ sagte er, ‚ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel, er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu schämen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und die zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeare’s kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr vertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfniß wird.‘ Auch liegt sehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes . . . Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Ariost, ist weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener. ‚Sie haben Recht,‘ sagte Goethe, ‚es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvoll große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron’s Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.‘

Eckermann hat vollständig Recht: Das Gedicht ist „in hohem Grade sitt-

lich in seiner Tendenz". Auch Riemer hebt dies ausdrücklich hervor. Aber der wievielte von den tausend Lesern, denen es jetzt in die Hände kommen wird, wird darnach fragen? Die große Masse hält sich an die dargestellte Szene, und diese überbietet an echt antiker Freiheit und Unbefangenheit der Aussprache das Kühnste derart, was Goethe in seinen „Römischen Elegien“ geschrieben. Zwar hat der Dichter einen Adel, einen Ernst, eine Hoheit darüber ausgebreitet, die jede niedere Regung fernhalten müßten. Nicht Lupanariendunst, sondern der kräftige Frühlingshauch des homerischen *λεπὸς γάμος* scheint aus der Dichtung uns entgegenzuwehen, und alle verwegene Blöße des Gedankens hüllen die unvergleichlich schönen Strophen in ihre breiten, prächtigen Falten ein. Aber der wievielte von Tausenden, fragen wir abermals, ist befähigt, mit solch lauterem aesthetischen Behagen die Dichtung hinzunehmen? Von dem Geiste classischer Bildung durchdrungen zu sein, das wäre die mindeste Forderung, die der erfüllen müßte, der dies Gedicht den Intentionen des Dichters gemäß auffassen und genießen wollte. Aber wie viele selbst von denen, die durch unsre Gymnasien und Universitäten gelaufen, werden dem Gedichte ohne alle banaufische Gesinnung gegenüberstehen und wirklich noch etwas mehr darin finden als die bare Cochonnerie? Das aber eben ist das Aergerniß bei diesen Separat-Publikationen, daß offenbar auf die große Majorität der Leser von der letzten Sorte dabei spekulirt ist. Oder glauben etwa die Herausgeber, daß „Geist und höhere Bildung“ jetzt in höherem Grade „Gemeingut“, daß die Welt heute weniger „gemischt“ sei als 1824, wo Goethe seine ernstesten Bedenken gegen die Verbreitung der Dichtung äußerte? Dem Reinen ist ja alles rein, aber dem Gemeinen ist auch alles gemein. Goethes Gedicht glänzt so rein wie der Thautropfen. Aber wie der Thautropfen „im Schmutze selbst zu Schmutz wird“, wie aus dem Becher Edles und Gemeines sprudelt, „nach dem eignen Werth des Bechers“, so wird auch dies Gedicht gemein, sowie es in gemeine Hände kommt. Und dafür haben jene beiden Buchhandlungen redlich gesorgt. Sie haben durch ihre unfeine Spekulation, durch die Veranstaltung ihrer höchst unerwünschten Separatausgaben, eines der herrlichsten Goethischen Gedichte herabgewürdigt auf die Stufe der Weinstuben- und Commisvoyageur-Literatur, auf die Stufe jener „Pikantissima“, die sich Woche für Woche in den Spalten des Beiblattes zum Kladderadatsch heruntreiben. Sie haben die Dichtung in die Hände von Leuten gespielt, die ein Schillersches Drama nicht von einem Goethischen zu unterscheiden wissen, und für die nun dies Gedicht, in der erbärmlichen Auffassung, deren sie fähig sind, den Inbegriff von Goethe bilden wird. Das ist, wie das französische Paradoxon sagt, nicht blos ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, es ist sogar eine Sünde wider den guten Geschmack, es ist ein Frevel an Goethe.

Aber thun wir nicht doch am Ende den beiden löblichen Verlags-handlungen schreiendes Unrecht an mit unsrer Anklage? Haben sie nicht einander überboten in geschmackvoller Ausstattung des Goethischen Gedichtes? Muß dem Goethesfreunde nicht das Herz im Leibe lachen, wenn er die reichen Renaissanceleisten des Kosnerschen Druckes, und vollends wenn er die im reinsten griechischen Geschmack stilvoll und einheitlich (bis auf die unglücklichen gothischen Buchstaben mitten unter der Antiqua!) verzierte Zellersche Ausgabe sieht? — Wenn man nur nicht auch hier sicher sein könnte, daß die auffällige Ausstattung nur dazu dienen soll, den Appetit zu reizen. Leider ist es ja so gekommen, daß das Bißchen besserer Geschmack, das seit einigen Jahren in unsrer Bücherausrüstung sich regt, sofort dazu gemißbraucht worden ist, eine gewisse Sorte von Literatur als solche kenntlich zu machen. Wenn man heute auf dem Ladentische eines Sortimenters ein Büchlein liegen sieht, in apartem archaischen Aufputz, in imitirtem Pergamentumschlag, auf Büttenpapier gedruckt, mit Schwabacher oder Mediaevelschrift, mit Kopfleisten und Initialen, so muß man immer gewärtig sein, daß man entweder ein fadeß Humoristikum oder eine lästerne Zweideutigkeit vor sich hat. In die letztere Kategorie haben die Herrn Kosner und Zeller das Goethische Gedicht verwiesen. Auch die Bajadere schmückt sich ja, ehe sie sich feilbietet.

Die neuesten Phasen unseres Geschützwesens.

[Nachdruck unterzagt.]

Die Schießversuche, welche in den Tagen vom 5. bis zum 8. August d. J. auf dem Kruppschen Schießplatze bei Meppen veranstaltet wurden, haben so bemerkenswerthe Fortschritte in der Entwicklung des neueren Geschützwesens zu Tage treten lassen, daß sie wohl geeignet erscheinen, eine besondere Beachtung, nicht blos in fachwissenschaftlichen, sondern auch in weiteren Kreisen zu finden.

In den 50er Jahren wurde in der preussischen Artillerie die Konstruktion gezogener Geschütze aufgenommen. Mit der Lösung und Verwirklichung dieser wichtigen Aufgabe war die Artillerie-Prüfungskommission zu Berlin beauftragt, welcher die wissenschaftliche und auch praktische Prüfung der artilleristischen Fachfragen obliegt. Es ist ein sehr bezeichnendes Merkmal für die voraussichtsvolle Intelligenz, mit welcher die Arbeit unternommen wurde, daß die fundamentalen Sätze des heutigen preussischen Geschützsystems schon damals